

**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift  
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache  
**Band:** 50 (1994)  
**Heft:** 5

**Artikel:** "Spuren der schwarzen Spinne" : Elias Canetti und Jeremias Gotthelf  
**Autor:** Mieder, Wolfgang  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-421661>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## «Spuren der schwarzen Spinne» Elias Canetti und Jeremias Gotthelf

*Von Prof. Dr. Wolfgang Mieder, Universität von Vermont (USA)*

Am 14. August ist der europäische Schriftsteller und Nobelpreisträger Elias Canetti (1905–1994) im hohen Alter von fast neunzig Jahren gestorben. Obwohl Deutsch seine «Wahlsprache» war, in der er sein gesamtes umfangreiches Werk verfaßte, so beherrschte er aufgrund seines in vielen Ländern Europas verbrachten Lebens doch etliche andere Sprachen. Als Kind einer jüdischen Familie spanischen Ursprungs sprach er in seinem Geburtsort in Rustschuk, Bulgarien, zuerst Spanisch. Während des dreijährigen Aufenthalts im englischen Manchester lernte Canetti von 1911 bis 1913 Englisch, worauf weitere drei Jahre des Deutschlernens in Wien folgten. Von 1916 bis 1921 wohnte seine Familie dann in Zürich, und darauf folgten drei Jahre in Frankfurt am Main bis zum Abitur im Jahre 1924. Diese Mobilität setzte sich auch im späteren Leben mit Aufhalten in Frankreich und der Schweiz fort, vor allem natürlich die jahrzehntelange Exilzeit in London. So ist Canetti vielleicht wie kein anderer moderner Schriftsteller sprachlich und geistig Europäer gewesen, dessen Ehrung als Nobelpreisträger im Jahre 1981 als multinationale Auszeichnung angesehen werden kann.

Die Schweiz und ihre Sprachenvielfalt haben auf den Gymnasiasten in Zürich einen erheblichen Einfluß ausgeübt. Aus seiner Autobiografie *Die gerettete Zunge: Geschichte einer Jugend* (1977) geht hervor, daß die fünf Schuljahre in Zürich zu den glücklichsten seines Lebens zählten.<sup>1</sup> Die neutrale Schweiz mit ihrer Berglandschaft erlaubte es dem jugendlichen Canetti, sich durch die Anleitung guter Lehrer zu bilden. Zum Lernen

<sup>1</sup>Vgl. dazu Alfons-M. Bischoff, *Elias Canetti. Station zum Werk*. Bern: Herbert Lang, 1973, S. 15–16.

kam auch immer wieder das Wandern, wo er auf die vielen Dialektunterschiede aufmerksam wurde. All das hat Canetti über fünfzig Jahre später in seiner Autobiografie in einem kurzen Kapitel mit dem Titel «Die schwarze Spinne» dargestellt.<sup>2</sup> Selbstverständlich handelt es sich bei dieser Überschrift eindeutig um eine Erinnerung an Jeremias Gotthelfs gleichnamige Novelle von 1842, die wie kein anderes Werk dieses Volksschriftstellers weltliterarische Geltung hat. So kann es kaum überraschen, daß auch Canetti von diesem Meisterwerk zutiefst beeindruckt war. Die Spinne in ihrer grotesk-schrecklichen Bildlichkeit verfolgte den Schüler regelrecht, und das war natürlich ganz im Sinne des didaktischen Moralisten Gotthelf. Später ist dann Canetti selbst zu einem «Jeremias Gotthelf» im biblischen und humanen Sinne geworden, dem es als Moralist darum ging, dem modernen Menschen trotz Krieg, Massenmord und Kulturpessimismus die mögliche Verwandlung zu einer besseren Existenz vorzuführen.

Hier seien nun die etwa drei Seiten aus dem bereits genannten Kapitel zitiert, die sich direkt mit Gotthelfs Novelle *Die schwarze Spinne* befassen. Wer diese sagenhafte Erzählung kennt, und welcher Schweizer täte das nicht, kann Canettis jugendliche Gefühle leicht nachempfinden. Allerdings wird ein aufmerksamer Leser einen Irrtum Canettis nicht übersehen können. Canetti spricht begeistert von Gotthelfs Verwendung des Dialekts in dieser Novelle. Doch hat Gotthelf gerade diese Novelle nicht in dem sonst so reichlich verwendeten Dialekt des Bernbiets geschrieben. Trotzdem gibt es natürlich einzelne Dialektwörter in der Novelle, an die sich Canetti zu erinnern scheint.<sup>3</sup> Möglich ist auch, daß er Gotthelf auf Grund anderer Werke ganz allgemein als Dialektschriftsteller betrachtet. Wie dem auch sei, diese kleine Ungenauigkeit verringert die folgende Reminiszenz an *Die schwarze Spinne* keineswegs:

[...]

Etwa zur selben Zeit erlag ich der Beredsamkeit Gotthelfs. Ich las «Die schwarze Spinne», und ich fühlte mich von ihr verfolgt, es war mir, als habe sie sich in mein eigenes Gesicht vergraben. Im Dachzimmer oben duldete ich keinen Spiegel, nun bat ich mich beschämt einen von Trudi aus, verzog mich damit hinauf, sperrte die Türe hinter mir zu, was in diesem Hause nicht üblich war, und suchte auf beiden Wangen nach den Spuren der schwarzen Spinne. Ich fand keine, wie hätte ich sie finden sollen, mich hatte der Teufel nicht geküßt, aber ich spürte trotzdem ein Kribbeln wie von ihren Beinen und wusch mich häufig am Tage ab, um sicher zu sein, daß sie sich nicht doch an mir festgesetzt ha-

<sup>2</sup>Vgl. Elias Canetti, *Die gerettete Zunge: Geschichte einer Jugend*. München: Carl Hanser, 1977, S. 350–357.

<sup>3</sup>Vgl. dazu die Wortliste mit Erklärungen in Wolfgang Mieder (Hrsg.), *Jeremias Gotthelf: Die schwarze Spinne. Erläuterungen und Dokumente*. Stuttgart: Reclam, 1983. Dort auch weitere Literatur zu der Novelle überhaupt.

be. Ich sah sie, wo sie am wenigsten zu erwarten war; auf der Passerelle oben schien sie mir einmal an Stelle der aufgehenden Sonne. Ich stürzte mich in den Zug, da hatte sie mir gegenüber Platz genommen, neben einer alten Frau, die sie nicht bemerkte. «Sie ist blind, ich muß sie warnen», doch ich ließ es beim Vorsatz bewenden; als ich in Stadelhofen aufstand, um den Zug zu verlassen, hatte sich die Spinne davongemacht, und die alte Frau saß allein; wie gut, daß ich sie nicht gewarnt hatte, sie wäre vor Schreck gestorben.

Die Spinne konnte auf Tage verschwinden, manche Örtlichkeiten mied sie, sie erschien nie in der Schule, auch die Mädchen in der Halle wurden nie von ihr belästigt. Was aber die Damen Herder anlangt, so waren sie in ihrer einfältigen Unschuld der Spinne nicht einmal würdig. Sie hielt sich an mich, obwohl ich mir keiner bösen Tat bewußt war, und an meine Wege, wenn ich allein war.

Ich hatte mir vorgenommen, der Mutter nichts von der schwarzen Spinne zu sagen, ich fühlte Unruhe über die Wirkung, die sie auf sie haben könnte, als sei sie besonders für kranke Menschen gefährlich, und es wäre vielleicht manches anders gekommen, hätte ich die Kraft gehabt, bei diesem Entschluß zu bleiben. Denn schon bei ihrem nächsten Besuch platzte ich damit heraus und erzählte ihr die Geschichte ausführlich, in jeder schrecklichen Einzelheit; die behagliche Kindstaupe und alles Tröstlich-Moralische, durch das Gotthelf ihre Wirkung zu lindern sucht, ließ ich aus. Sie hörte mir zu, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen, es war mir noch nie gelungen, sie so vollkommen zu faszinieren. Als wären unsere Rollen vertauscht, fragte sie mich, ich war eben zu Ende, nach diesem Gotthelf aus, wer das denn sei und wie es komme, daß sie von einer so ungeheuren Geschichte noch nie etwas gehört habe. Ich hatte mich in Angst erzählt und suchte es zu verbergen, indem ich auf einen alten Disput zwischen uns ablenkte, über Wert oder Unwert des Dialekts. Das sei eben ein Berner Dichter, seine Sprache sei die des Emmentals, manches verstünde man kaum, ohne den Dialekt sei Gotthelf undenkbar, aus diesem beziehe er seine ganze Kraft. Ich ließ durchblicken, daß mir die «Schwarze Spinne» entgangen wäre, daß ich nie Zugang dazu gefunden hätte, wenn ich mich nicht immer schon dem Dialekt geöffnet hätte.

Wir waren beide in einer Erregung, die der Sache selbst entsprang, auch die Feindseligkeit, die wir füreinander fühlten, hatte etwas mit der Geschichte zu tun, aber alles, was wir *sagten*, bewegte sich in der Sphäre oberflächlichen Eigensinns. Sie wollte vom Emmental nichts wissen, diese Geschichte sei biblisch, und aus der Bibel geradeswegs komme sie her. Die schwarze Spinne sei eine elfte ägyptische Plage und der Dialekt sei daran schuld, daß man sie in der Welt so wenig kenne. Es wäre gut, sie in ein literarisches Deutsch zu übersetzen, damit sie allgemein zugänglich wäre.

Sobald sie wieder im Sanatorium zurück war, erkundigte sie sich bei ihren Gesprächspartnern, die fast alle aus dem nördlichen Deutschland stammten, nach Gotthelf und erfuhr, daß es nichts als ungenießbare,

lange Bauernromane von ihm gebe, die hauptsächlich aus Predigten bestünden. «Die schwarze Spinne» sei die einzige Ausnahme, auch sie sei ungeschickt geschrieben, voll überflüssiger Längen; kein Mensch, der etwas verstünde, nehme Gotthelf heute noch ernst. Ihrem Brief, in dem sie mir das mitteilte, fügte sie die höhnische Frage an: was ich jetzt eigentlich werden wolle, Prediger oder Bauer, warum nicht gleich beides, ich solle mich entscheiden.

Ich aber blieb bei meiner Meinung, und bei ihrem nächsten Besuch fiel ich über die ästhetischen Herrschaften her, von denen sie sich beeinflussen lasse. «Ästhet» war in ihrem Mund immer ein Schimpfwort gewesen; das Letzte auf Gottes Erdboden waren «Wiener Ästheten». Das Wort traf sie empfindlich, ich hatte es gut gewählt; sie verteidigte sich und verriet dabei eine Sorge um das Leben ihrer Freunde, so ernst, daß mir war, es käme stracks aus der «Schwarzen Spinne». Menschen, die vom Tode bedroht seien, könne man nicht als Ästheten beschimpfen. Die wüßten nicht, wie lange sie noch zu leben hätten. Ob ich denn glaubte, daß Menschen in dieser Verfassung nicht sehr wohl überlegten, was sie läsen? Es gebe Geschichten, die wie Wasser von einem abließen, und Geschichten, an die man sich mit jedem Tag besser erinnere. Das besage etwas über *unsere* Verfassung, und nicht über den Dichter. Sie sei sicher, daß sie trotz der «Schwarzen Spinne» nie eine Zeile von Gotthelf lesen werde. Sie war entschlossen, gegen diesen Dialekt-Sünder recht zu behalten, und berief sich auf Autoritäten. Sie sprach von Theodor Däubler, der im Waldsanatorium vorgelesen hatte; manche Dichter lasen dort vor; sie hatte sich bei dieser Gelegenheit ein wenig mit ihm angefreundet, obwohl er, was eigentlich nicht ihre Sache war, Verse gesprochen hatte, und behauptete nun sogar, daß auch er eine geringe Meinung von Gotthelf habe. «Das ist nicht möglich!» sagte ich, ich war so empört, daß ich an der Wahrheit ihrer Worte zweifelte. Sie wurde unsicher und schwächte ihre Behauptung ab: jedenfalls hätten andere sich in seiner Gegenwart so geäußert und er habe nicht widersprochen, sei also damit einverstanden gewesen. Unser Gespräch artete in pure Rechthaberei aus, beide beharrten wir beinahe gehässig auf unseren Standpunkten. Ich spürte, daß sie meine Passion für alles Schweizerische als Gefahr zu sehen begann. «Du wirst eng», sagte sie, «kein Wunder, wir sehen uns zu wenig. Du wirst zu eingebildet. Du lebst unter alten Jungfern und jungen Mädchen. Du läßt dich von ihnen beweihräuchern. Eng und eingebildet, dafür habe ich nicht mein Leben geopfert.»<sup>4</sup>

Handelt es sich hier einmal um eine noch nach Jahrzehnten später empfundene Begeisterung des Schülers für diese meisterhafte und unvergeßliche Novelle<sup>5</sup>, so bieten diese wenigen Seiten natürlich auch einen Ein-

<sup>4</sup> Canetti, *Die gerettete Zunge*, S. 354–357.

<sup>5</sup> Vgl. auch Thomas Manns Aussage darüber, wie ihn Gotthelfs Novelle während der Arbeit an seinem Roman *Doktor Faustus* (1947) begeistert hat: «So las ich Jeremias Gotthelf, dessen *Schwarze Spinne* ich bewundere wie kaum ein zweites Stück Weltliteratur». Zitiert aus Thomas Mann, *Die Entstehung des Doktor Faustus*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1966 (1. Aufl. 1949), S. 50.

blick in den jugendlichen Charakter Canettis, der sich vehement gegen die intellektuelle Abneigung der Mutter gegenüber Gotthelf einsetzt. Die Mutter sah in Gotthelf, ohne ihn gelesen zu haben, lediglich einen regionalen und dazu auch noch Volks- und Dialektschriftsteller. Doch der junge Canetti wußte es besser, denn er erkannte die Sprachgewalt Gotthelfs sowie dessen positive Lebensauffassung trotz Teufelspakt und Tod. Wie Gotthelf zeitlebens gegen das Böse schlechthin ankämpfte und dem teuflischen Treiben der Menschen entgegentrat, so hat auch Canetti stets mit belehrender Hoffnung gegen die tödliche Unmenschlichkeit der modernen Welt geschrieben.

In den siebziger Jahren erst hat Canetti diese Erinnerung niedergeschrieben, woraus eindeutig hervorgeht, daß ihm das frühe Erlebnis mit Gotthelfs Novelle und deren moralischer Botschaft von erheblicher Bedeutung war. Dieser grundlegende Einfluß Gotthelfs auf die Weltansicht Canettis ist meines Wissens bisher in der umfangreichen Sekundärliteratur nicht erwähnt worden. Bemerkte wurde lediglich, daß Canetti folgende Schriftsteller gelegentlich selbst als einflußreich auf seine Sprache und Gedankenwelt bezeichnet hat, nämlich Kafka, Broch, R. Walser, Kraus, Tolstoi, Goethe, Musil, Stendhal, Aristophanes und Lichtenberg.<sup>6</sup> Und doch hat Gotthelf Canetti viel bedeutet, wie aus einer aphoristischen Aufzeichnung aus dem Jahre 1976 eindeutig hervorgeht. Canetti wird sogar diesen prägnanten Einzeiler als philosophische Summierung eben dieser Jugenderinnerung geschrieben haben, denn er hat 1971 mit der Abfassung seiner Autobiografie begonnen. Gotthelfs *Schwarze Spinne* lag ihm zweifellos im Sinn, als er sich den folgenden für uneingeweihte Leser schwer verständlichen Aphorismus notierte: *Der Zögling der Parzen. Der Faden der Schwarzen Spinne.*<sup>7</sup>

Doch wie ist diese rätselhafte Aussage zu verstehen? Interpretieren von Canettis *Aufzeichnungen 1942–1985* haben immer wieder darauf hingewiesen, daß es sich bei vielen dieser Kurztexpte um «Gedankenexperimente»<sup>8</sup> handelt, die erst durch einen erheblichen «Denkprozeß»<sup>9</sup> zu enträtseln sind. Das unterscheidet Canetti von den oft auf Wortwitzen aufgebauten Aphorismen von Karl Kraus und weist gleichzeitig auf seine Seelenver-

<sup>6</sup> Vgl. Uwe Schweikert, «Der Weg durch das Labyrinth: Versuch über Elias Canettis *Aufzeichnungen*», *Neue Rundschau*, 85 (1974), 161 (der ganze Aufsatz S. 154–163).

<sup>7</sup> Zitiert aus Elias Canetti, *Aufzeichnungen 1942–1985: Die Provinz des Menschen [und] Das Geheimherz der Uhr*. München: Carl Hanser, 1993, S. 405.

<sup>8</sup> Vgl. Harald Fricke, *Aphorismus*. Stuttgart: Metzler, 1984, S. 137.

<sup>9</sup> Vgl. Peter von Matt, «Der phantastische Aphorismus bei Elias Canetti,» *Merkur*, 44 (1990), 401 (der ganze Aufsatz S. 398–405).

wandtschaft mit dem tiefsinnigen Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg hin.<sup>10</sup> Die Frage ist jedoch, ob der hier vorliegende Aphorismus überhaupt zu verstehen ist, wenn die «Ideenassoziation»<sup>11</sup> zu *Gotthelfs Schwarzer Spinne* nicht ins interpretatorische Spiel kommt. Der belese- ne und gebildete Canetti scheint hier in der Tat von seinem Leser voraus- zusetzen, daß ihm der Inhalt dieser Novelle bekannt ist. Daß sich Canetti auf Gotthelf bezieht, dürfte aus der Großschreibung des Adjektivs «schwarz» hervorgehen, was die Aussage der «Schwarzen Spinne» zum Novellentitel macht.

Es überrascht nicht, daß dieser kurze Aphorismus in keiner der bisher erschienenen Interpretationen von Canettis vielen Aufzeichnungen er- wähnt wird. Wenn man Canettis Interesse an Gotthelf nicht beachtet, muß dieser Text ein Rätsel bleiben. Man stelle sich nur einmal den per- plexen Leser vor, der den ohne jeglichen Kommentar abgedruckten Text «The Fates' disciple. The Black Spider's thread» in der englischen Über- setzung dieser Aufzeichnungen verstehen soll.<sup>12</sup> Wird man sich jedoch der Gotthelf-Anspielung gewahr, was man von deutschsprachigen Lesern zum Teil erwarten sollte, dann kann ein notwendiger «Erkenntnis- Ruck»<sup>13</sup> stattfinden, und plötzlich löst sich das Rätsel dann doch auf. Wie sieht nun eine mögliche Interpretation dieses Aphorismus aus? Er besteht offensichtlich aus zwei parallel gesetzten Satzfragmenten, und diese elliptische Aussageform macht ein Verständnis noch schwieriger. Im ersten Teil greift Canetti auf die klassische Antike zurück und spricht vom Menschen als Zögling der drei Parzen, der römischen Schicksalsgöt- tinnen bzw. der griechischen Moiren Klotho, die den Lebensfaden spinnt, Lachesis, die ihn zuteilt, und Atropos, die ihn durchschneidet. Canetti wird die Vorstellung des Lebensfadens aus verschiedenen Quellen be- kannt gewesen sein, doch sei hier vor allem auf Goethes allegorisches Parzengedicht im zweiten Teil von *Faust* hingewiesen. Hier können nur einige Zeilen des zehnstrophigen Gedichts zitiert werden:

<sup>10</sup> Vgl. Thomas Lappe, *Elias Canettis «Aufzeichnungen 1942–1985»: Modell und Dialog als Konstituenten einer programmatischen Utopie*. Aachen: Alano-Verlag, 1989, beson- ders S. 34–36 und S. 108–109.

<sup>11</sup> Zu diesem Begriff vgl. Uwe Schweikert, ««Schöne Nester ausgeflogener Wahrheiten»: Elias Canetti und die aphoristische Tradition», in *Canetti lesen: Erfahrungen mit sei- nen Büchern*. Hrsg. von Herbert G. Göpfert. München: Carl Hanser, 1975, S. 83 (der ganze Aufsatz S. 77–86).

<sup>12</sup> Elias Canetti, *The Secret Heart of the Clock. Notes, Aphorisms, Fragments 1973–1985*. Übersetzt von Joel Agee. New York: Farrar, Strauss and Giroux, 1989, S. 33.

<sup>13</sup> Vgl. Jürgen Söring, «Die Literatur als Provinz des Menschen: Zu Elias Canettis Auf- zeichnungen», *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesge- schichte*, 60 (1986), 665 (der ganze Aufsatz S. 645–666).

[...]

Viel zu denken, viel zu sinnen

Gibt's beim zarten Lebensfaden. (Z. 5307–08)

Denkt an dieses Fadens Grenzen,

Hütet euch! Er möchte reißen. (Z. 5315–16)<sup>14</sup>

[...]

Diese wenigen Verse ermöglichen ein besseres Verständnis von dem, was Canetti im zweiten Teil seines Textes mit dem Wort «Faden» meint. Hier dreht es sich offensichtlich um den Lebensfaden, der jederzeit durchgeschnitten werden kann. Doch nun geht Canetti durch die Anspielung auf Gotthelfs tierische schwarze Spinne einen gewaltigen Schritt weiter. Hier sind es nicht mehr die Schicksalsgöttinnen, die das Leben der Menschen kontrollieren, sondern es ist der Tod in der Figur einer gräßlichen schwarzen Spinne, die den Lebensfaden bedroht.<sup>15</sup> Der Tod in all seinen Erscheinungsformen, sei dies nun Krieg, Pest, Mord oder sonst eine Erscheinungsform des Bösen und Teuflischen (um mit Gotthelf zu sprechen), ist ständig auf der Lauer und kann das Leben abrupt zerstören. Von Gotthelfs Novelle aber ist bekannt, daß die schwarze Spinne auch der ins absolut Böse verwandelte Mensch ist, der unheilvoll hervorbricht, wenn der «Kontrollfaden» reißt. Bei Gotthelf sitzt die zischende schwarze Spinne als Dauerbedrohung der Humanität eingepflockt im christlichen Fensterkreuz, während sie bei Canetti wie das Damoklesschwert an einem prekären Faden hängt und nur darauf wartet, daß ihn jemand brutal zerschneidet. Gotthelf schrieb ein episches Meisterwerk, um Menschen vor dem gewalttätigen Tod zu schützen und sie vom schlechten Weg des Bösen auf den geraden Weg der Menschlichkeit zu leiten.

Canetti gelingt ähnliches in einer einzigen Zeile, deren tieferes Verständnis jedoch ohne Gotthelfs *Schwarze Spinne* unmöglich wäre. Dabei versteckt sich hinter diesem metaphorischen Aphorismus gewiß eine persönliche Schlüsselaussage über die menschliche Situation in der Moderne, verbunden mit Canettis typischer Hoffnung auf bessere Zeiten.

<sup>14</sup> Ich danke meiner Kollegin Veronica Richel für unser aufschlußreiches Gespräch über diesen *Faust*-Beleg.

<sup>15</sup> Mein Kollege Dennis Mahoney wies mich darauf hin, daß Novalis in seinem Roman *Heinrich von Ofterdingen* (1802), den Canetti offensichtlich kannte, ebenfalls den gesponnenen Lebensfaden zusammen mit Taranteln, Spinnen und gar Kreuzspinnen erwähnt. Vgl. Novalis, *Heinrich von Ofterdingen*. Stuttgart: Reclam, 1976, S. 137–146. Möglich, daß Canetti sich bei der Abfassung seines Einzeilers auch daran erinnerte, doch ist der Text primär von Goethe und Gotthelf beeinflusst worden.